

**Zeitschrift:** Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung  
**Herausgeber:** Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat  
**Band:** 7 (1931-1932)  
**Heft:** 19  
  
**Artikel:** Mein Nebenmann [Schluss]  
**Autor:** Etter, Hans  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-709279>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 21.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Wind, Wetter und Gelände vergessen, und es muß hier daran erinnert werden, daß im Erdgaskampf während des Krieges Schrapnells und Geschosse mit großen Sprengladungen keinen Erfolg hatten, da die Gaswolke durch den Luftdruck der Explosion von vornherein zu sehr auseinandergerissen und emporgewirbelt wurde, d. h. mit andern Worten: die erzeugte Gasatmosphäre bedarf der unbedingten Ruhe, wenn sie wirken soll. Das ist der Grund, weshalb auch eine Kombination von Brisanz-, Brand- und Gasbomben sicher nicht vorteilhaft sein wird: Brisanz- und Brandbomben bringen durch Luftdruck bzw. Erhitzung die Atmosphäre in Aufwallung und zerstören die beabsichtigte Gaswirkung. Wenn zur Gasabwehr im Grabenkrieg empfohlen wird, vor den Unterständen Holzfeuer anzuzünden, um die Gaskampfstoffe rasch zu verflüchtigen und zum Aufsteigen zu veranlassen, so könnten auch entstandene Brände keine andere Wirkung haben.

Die chemischen Kampfstoffe, die Brandgeschosse wie die Sprengbomben, vermögen an sich eigentlich keine Zivilbevölkerung im Hinterland in Gefahr zu bringen. Die große Gefahr entsteht für diese erst durch die Verbindung derselben mit der Luftwaffe. Es läge deshalb der Gedanke nahe, die Zivilbevölkerung durch ein *Verbot des Luftkrieges* zu schützen. Der deutsche Vertreter im Völkerbund, Graf Bernstorff, hat daher auch den Antrag eingebracht, das Bombenflugwesen wenigstens zu verbieten; es haben von den 32 in der vorbereitenden Abrüstungskonferenz vertretenen Staaten nur fünf ihre Stimme *für* diesen Antrag abgegeben. Für die Luftwaffe gilt eben auch wieder die Erfahrungstatsache, daß die Menschheit noch nie eine Waffe preisgegeben gewillt war, die sie in ihrer Wirkung als erfolgreich kennengelernt hatte. Das Flugzeug wird gegenwärtig als Beförderungsmittel benutzt: ebenso wie die Eisenbahnen und die Automobile hat es die Angriffsmöglichkeiten vermehrt und es ist wohl kaum Aussicht vorhanden, daß sich nun ausgerechnet dieses Beförderungsmittel für die Anwendung in einem Kriege werde verbieten lassen. Es ist übrigens noch gar nicht gesagt, daß da, wo eine starke Luftflotte für Handels- und Verkehrszwecke und wo eine hochentwickelte chemische Industrie vorhanden sind, sofort alle Bedingungen für eine Angriffswaffe gegeben sind. Es kommt nicht nur auf das Vorhandensein derartiger Einrichtungen an, sondern darauf, daß Mannschaften daran ausgebildet sind, und daß im Frieden schon alles vorbereitet ist. Daß die Verkehrsflugzeuge im Kriegsfall als Bombenflugzeuge zu verwenden sein werden, wird sehr häufig als selbstverständlich angenommen. Ein zum Hilfskreuzer umgewandelter Lloyd-Dampfer ist aber schließlich noch lange kein Kriegsschiff; ähnlich ist es mit dem Verhältnis vom Kriegs- zum Verkehrsflugzeug. Entweder ist ein Verkehrsflugzeug als solches gebaut und entspricht den Sicherheits- und Bequemlichkeitsforderungen der Luftverkehrsaufgaben, dann entspricht es aber nicht den Forderungen auf Steigfähigkeit, Wendigkeit, Geschwindigkeit, gutes Schußfeld und Sicht nach allen Seiten, die an ein Kriegsflugzeug zu stellen sind. Es würde jedem Kriegsflugzeug unterlegen sein, vor allem, wenn es noch Material mitzunehmen hätte, oder Waffen, Ziel- und Abwurfvorrichtungen eingebaut werden müßten. Anders verhält es sich, wenn Zivilflugzeuge von vornherein für «auch militärische» Verwendung konstruiert sind, dann sind es aber Militärflugzeuge im Zivildienst und entsprechen nicht den Anforderungen des Luftverkehrs. Daraus ergibt sich ganz allgemein, daß die Verkehrsflugzeuge einen gewaltigen Kraftzuwachs für eine

Kriegspartei mit überlegenen Flugstreitkräften zu bedeuten vermögen, daß für eine in der Luft schwächere Partei auch die besten Verkehrsflugzeuge nicht mehr den Mangel an Kriegsflugzeugen ersetzen. Jedenfalls dürfen wir uns keineswegs dem Glauben hingeben, daß auch alle Friedensfahrzeuge eines eventuellen Gegners schon am ersten Mobilmachungstag zur Kriegsverwendung startbereit stünden. Unter diesen Umständen ist es eigentlich sehr naheliegend, wenn zum Schutze der Zivilbevölkerung gegen das Bombenflugwesen Sturm gelaufen wird. In ihm würde der Kern der ganzen Gefahr für die Zivilbevölkerung getroffen. Ob aber dieser Kampf jemals Aussicht auf Erfolg haben wird, nachdem schon dieser eine Mißerfolg geerntet wurde, mag die Zeit lehren, und es ist daher notwendig und ratsam, *vorher an den Schutz der Zivilbevölkerung zu denken*, die die Bombenflugzeuge überfliegen und gefährden können.

(Schluss folgt.)

## Mein Nebenmann

Erinnerungen an die Grenzbesetzung von Hans Etter, Herisau

Mit diesem guten Kameraden nun ging's an die Südostgrenze unseres Landes. Schon die Reise dort hinauf bot ihm viel Neues: der Bodensee mit seiner «tonders Schwitti Wasser», das Rheintal mit seinen Weinbergen, Maisfeldern, Schlössern, den Landsturmmännern, die man als Wachen auf den Stationen und der Bahnlinie entlang sah, die heimelige Landschaft des Prättigaus, Davos mit seinen mächtigen und in seinen Augen prachtvollen Gasthöfen und Sanatorien. Auch der Marsch über den Flüela bei glanzvollem Wetter freut ihn mächtig, und wie bei einer Rast, kurz nach Ueberwindung der Paßhöhe, ein Quartett mit reinen und wohlgeschulten Stimmen das schöne Lied «Hoch über Wolken im Aetherbau» in die herrliche Alpenwelt hinausschallen läßt, da sehe ich fürwahr auch die Augen des wetterharten Burschen feucht schimmern, und nachher gesteht er mir, daß er erst in diesem Augenblick den Fahneneid richtig geschworen und sich gelobt habe, Blut und Leben an die Erfüllung seiner Soldatenpflicht zu setzen.

Vorderhand freilich verlangt das Vaterland nicht Blut, sondern nur Schweiß, Bäche bitteren, beißenden Schweißes. Mühsamer bewegt sich die Kolonne in der Mittagshitze, und zu meinem Erstaunen hinkt auch Freund Engler auf beiden Füßen ganz erbärmlich. Endlich faßt er sich ein Herz und fragt den Wachtmeister um die Erlaubnis, Schuhe und Strümpfe ausziehen und barfuß marschieren zu dürfen. Er habe seit Monaten keine Schuhe mehr an den Füßen gehabt, und jetzt plagen ihn «dia Oflöd gottsallmächtig». Der Wachtmeister kann leider diese Erlaubnis nicht erteilen; da entledigt sich Engler wenigstens der Strümpfe und geht in den Schuhen barfuß, was schon eine Linderung der Qual bedeutet.

Der frostige Willkomm, den wir in Zernez, unserer künftigen Garnison, finden, ärgert ihn schwer, und abends kommt er von einem Orientierungsbummel durch das Dorf ganz entrüstet ins Kantonement. «Hochmüetig Chöga sönds ond seb sönds», brummt er in einem fort. Auf die Frage, wem dies gelte, heißt's, den Zernezern samt und sonders. Es stellt sich heraus, daß er auf seinem Gange da und dort mit den vor ihren Häusern der Abendruhe pflegenden Bürgern und Bürgerinnen einen kleinen Schwatz hat inszenieren wollen, daß er aber von den einen «gad chorze, söderige, vo Netwele gär ken Bschääd» erhalten habe, sie hätten sich gestellt, als ob sie kein Deutsch verstünden. Ich suche ihm beizubringen, daß hier wirklich nicht deutsch, sondern romanisch gesprochen werde, daß die meisten Leute zwar deutsch

verstehen, aber ein Deutsch, das von seinem Chorofeldeutsch einigermaßen abweiche, und daß es deshalb sehr wohl möglich sei, daß sie seine Reden nicht ganz kapiert hätten. Er aber bleibt dabei, sie seien «gfreßni wohlgmänti Näärli, ond overschant dezue». Er hat, da in den ersten Tagen die Verpflegung noch nicht so tadellos funktionierte wie später, um seinem Nachtesen den nötigen Zustupf zu geben, in einer Wirtschaft einen Käs gegessen und dafür bare 65 Rappen erlegen müssen. «Ond e Schnifeli isches gse, me hed besser ddör döre gsea as dör erni Fensterschibe döre.» Von nun an ist seine Meinung über die Zernezer unerschütterlich. Wenn er zu befehlen hätte, dirigierte er uns an die Westgrenze und ließe die Zernezer den Tschinggen; «schad wär's ke Hörli om's».

Seine Stimmung bessert sich, als es am andern Morgen an die Arbeit geht, und zwar zunächst an die Erstellung von Schützengräben, respektive Wällen; denn da man beim Graben bald auf Fels stößt, müssen aus zusammengetragenen Steinen Schanzen errichtet und mit mehreren Lagen von Rasenziegeln verkleidet werden. O diese ersten Tage Erdarbeit! Unsererins wollte natürlich nicht allzu weit hinter den darin besser Bewanderten zurückstehen und schuftete so sehr, daß die Hände bald mit Schwielen und Blasen bedeckt waren. War das Tagespensum erledigt, dann schmerzte der Rücken so, daß man daran zweifelte, jemals im Leben wieder senkrecht stehen zu können. Schließlich brachte ich es so weit, daß Engler mir das Lob erteilte, ich «gattige das Züg nüd emol so choge tomm a». Und doch, was bedeuteten meine Leistungen den seinigen gegenüber. Vom frühen Morgen bis zum Feierabend schleppte er auf seinem Buckel anderthalb- und zweizentrige Steine bergauf. Keinen Augenblick gönnte er sich Rast; nie ließ er sein Lindauer Pfeiflein ausgehn, und nur wenn er einen besonders gewichtigen Burschen abgeladen hatte und mit der Zunge die spröde gewordenen Lippen netzte, meinte er pfißig blinzelnd: «E Schlöckli Pranz gsächt jetz doch hera, bigott ia.» Es wurde dafür gesorgt, daß er künftig besagtes Schlücklein erhielt, und zwar vom feinsten Enzian-«Oel», und nie hat er damit Mißbrauch getrieben, immer nur Lippen, Zunge und Gaumen ganz bescheidenlich angefeuchtet.

Dann kam die Grenzwache. Hei, war das eine schöne Woche, bei herrlichem Wetter auf 2000 Meter Höhe, niemandem untertan als unserm schneidigen, allzeit gut aufgelegten, lieben Wachtmeister. Unterkunft gewährte eine alte, dem Verfall anheimgegebene Sennhütte, die wir mit einem zahlreichen Rattenvolke teilten. Von dort marschierten wir jeden Tag beim Morgen grauen in einer leichten Stunde auf unsern Posten, ein kleines Hochplateau, von welchem man den aus «Feindesland» zu uns heraufführenden Saumpfad auf eine weite Strecke verfolgen konnte. Während je zwei Mann beständig scharf hinausäugten, lagen die andern in einem Arvengebüsch, schliefen, jaßten, diskutierten und politisierten und brauten Tee aus allen möglichen Ingredienzen, aus Reckholder, Schafgarben, Isländisch Moos, Alpenrosen usw. Man sollte glauben, daß sich Engler hier oben wie im Himmel gefühlt hätte. Und doch genoß er kein ungetrübtes Glück.

Natürlich begriff Engler den Schildwachbefehl vollkommen und hätte ihn in jeder Lage durchaus richtig ausgeführt. Aber er lebte in beständiger Angst, der Hauptmann, der Major oder gar der «Bridler» könnte auftauchen und von ihm verlangen, daß er diesen Befehl «aufsage» und ihm die Gegend erkläre; das aber war ihm einfach unmöglich. Wurde derartiges von ihm gefordert, so bekam er einen feuerroten Kopf, geriet ins

Stottern und machte einen bedauernswerten Eindruck. Ich sagte ihm den Befehl vor, zehnmal, zwanzigmal, ich schrieb ihn auf einen Zettel, und er brütete manche Stunde darüber; aber was er dann beim Abhören vorbrachte, war sinnloses Zeug. «Du Hans, i stoh jetz hender seb Förli hündere. Wenn denn en Höche chunt, tuen i gad nüd wie merke; du chascht em denn de Schildwachtbefehl ufsäge ond d'Geged erchläre; i bringe die tonders wälsche Nāme miner Leptig nüd in Grend ia.»

Noch etwas anderes ging ihm wider den Strich. Unser Posten befand sich inmitten des Nationalparks; das herrliche Berggras auf den weiten Alpen wurde also weder vom Vieh geätzt, noch von den Bauern eingesammelt. Darüber, daß diese Gottesgabe umkommen und verderben sollte, empörte Freund Englers haushälterischer Sinn sich schwer. Wir hatten gut, ihm erklären, daß man hier eine Reservation geschaffen habe, wo die Kräfte der Natur ganz sich selbst überlassen sein sollten, wo kein menschlicher Eingriff das Bild der urwüchsigen Landschaft auch nur im kleinsten Zuge beeinträchtigen sollte. Er blieb dabei, das sei wieder so ein verrückter Einfall der Zernezer: «Vogte söttmes, die aardlige Strohlere dia.»

Und als es für uns hieß, wieder zu Tale zu steigen, erlebte er den dritten Verdruß. Die uns abzulösen kamen, waren Mannen von der Innerrhoder Kompanie und erschienen barfuß; die Schuhe baumelten an den Gewehren. Und wir hatten uns diese Labsal nicht einmal auf unserm einsamen Posten gönnen dürfen. Diese Unbill schlug seiner Liebe zu unserm Postenchef eine tiefe Wunde, die nur langsam vernarbte. So kam es, daß, während wir andern nur ungern von unserm Luginsland schieden, Engler froh war, wieder zu seinen Schützengräben zurückkehren zu dürfen.

Trotzdem meldete er sich sofort wieder, als etwas später ein Korporal mit zwei Mann nach dem Blockhaus im Val Cluozza beordert wurde. Und hier oben war er «restlos» glücklich. Während der Korporal mit mir patrouillierte, einmal auf den Piz Murtèr, dann durch die Trümmerwüste des Val Diavel auf den Passo del Diavel, während wir einen unvergeßlich schönen Sonntag auf dem Piz Quaternals verlebten, blieb Engler im Tal und hielt dem Herrn Parkwächter Haus und Stall im Stand. Es gab da einige Ziegen zu melken, ein paar Zicklein und ein zahmes Reh zu füttern und Hans, den Pony, zu besorgen. Da war Engler in seinem Element. Namentlich mit dem Pferdchen, das er so sauber herauspützelte wie einen Zirkusgaul, verband ihn bald innige Freundschaft, und als wir eines Abends, von ihm unbemerkt, heimkamen, bot sich uns ein Bild zum Totlachen. Vor der Haustüre stand breitbeinig, die Hände in den Taschen, unser Freund und jodelte, daß die Bergwände drüben und hüben ein dutzendfaches Echo gaben. Und von hinten steckte ihm Hans, der Pony, den Kopf zwischen Arm und Leib durch und lauschte erstaunt und gerührt den ungefügen Tönen. Aber auch das Haus wurde aufs beste bestellt; die Betten sorgfältig gemacht, Stube und Küche aufs genaueste gekehrt, und abends, wenn wir heimkamen und morgens, wenn wir mit Aechzen und Krächzen uns von den ungewohnten Betten getrennt hatten, prasselte im Ofen ein lustiges Feuer und stand die Tafel sauber gedeckt, so daß wir nur die Beine unter den Tisch zu strecken und die Hände zum Leckern, von ihm bereiteten Mahle zu erheben hatten.

Als wir von diesem Abstecher zurückkehrten, war in der Garnison stark die Rede von Heimmarsch und Entlassung, worüber allgemeine Freude herrschte. Nur Engler sah dem Zeitpunkte mit gemischten Gefühlen entgegen. Allerdings wunderte es auch ihn, was zu Hause

«d'Tierer ond 's Fräuli ond d'Gofe machet», aber vorausgesetzt, daß diese gesund seien, wäre er ganz gern bald wieder eingerückt; denn so wenig Arbeit und so gute Kost hatte er seiner Lebtage nie gehabt wie hier im Dienst. Freilich, als es nun wirklich heimwärts ging, wurde auch ihm zusehends wohlher zumute, was sich namentlich dadurch kundtat, daß er auf dem zweitägigen Marsche Zernez-Landquart fast ununterbrochen bergauf und bergab, mochte er nur seinen, oder zu diesem noch den Tornister seines maroden Hintermannes schleppen, seiner Maulorgel die fröhlichsten Weisen entlockte. Als wir aber gar in Teufen angelangt waren und der Re-tablierungsarbeiten halber noch drei Tage dort ausharren mußten, da verschwand er regelmäßig gleich nach dem Abendessen und erschien schweißtriefend erst im letzten Augenblick wieder zum Zimmervorlesen. So nahe seinem lieben Chorofel, konnte er die Entlassung nicht erwarten, sondern rannte jeden Abend 1¼ Stunden hin und 1¼ Stunden zurück, um ein halbes Stündchen mit seinen Tierere, seinem Fräuli und seinen Gofen zusammensein zu können.

Als endlich die erselnte Stunde schlug, da holten ihn diese, wenigstens die letztern, im Triumph ab, und er stellte mich ihnen als seinen besten Freund vor, worauf ich stolzer war, als wenn der General mich seinen Freund genannt hätte. Beim Abschiednehmen aber dankte er mir ausführlich für jeden kleinsten Dienst, den ich ihm zu erweisen Gelegenheit gehabt hatte und ahnte nicht, wie viel mehr Dank ich ihm schuldete dafür, daß er mich so manchen Einblick hatte tun lassen in das äußere und innere Leben einer Menschenklasse, an der wir so oft achtlos vorübergehen und in der doch unseres lieben Vaterlandes beste Kraft wurzelt.

Ich weiß nicht, was Freund Engler sagen würde, wenn diese Zeilen ihm zu Gesichte kämen. Aber ich weiß, daß sie ihm nicht zu Gesichte kommen werden; denn das Lesen ist nicht seine starke Seite, und oft hat er sich gewundert, daß ich halbe oder ganze Stunden über den Zeitungen sitzen konnte, ohne einzuschlafen; er wenigstens «vertnucki allewil bi der erste Zilete». — — —

## Militärisches Allerlei

Herr Oberstdivisionär Schieß in Zollikon feierte letzte Woche in voller körperlicher und geistiger Frische seinen 80. Geburtstag. Aus bescheidenen Verhältnissen hervorgegangen, hatte er sich durch natürliche Intelligenz und rastlosen Willen zu der hohen militärischen Führerstelle emporgearbeitet. Als Major kommandierte er das Bat. 83, wurde dann Kommandant des I.-R. 28 und der I.-Br. 14 und führte von 1906 bis 1912 die alte 7. Division. 1912 wurde er auf sein Ersuchen zur Disposition gestellt, bei Ausbruch des Weltkrieges aber wurde er wieder zurückberufen und erhielt das wichtige Kommando über die Hauensteinbefestigungen. Oberstdivisionär Schieß war bei der Truppe sehr beliebt. Sie schätzte seine militärische Tüchtigkeit, seine strenge Pflichtauffassung und sein gütiges Wohlwollen. Der «Schweizer Soldat» benützt die Gelegenheit gerne, dem greisen Jubilaren, einem der wenigen noch lebenden hohen Führer aus der Aktivdienstzeit, einen weitem glücklichen Lebensabend zu wünschen.

In Zürich tagte kürzlich die «Abrüstungskonferenz des internationalen Sozialismus», die hervorragende sozialistische Parteimänner aus vielen Ländern vereinigte. Aus den Kommentaren der Linkspresse geht hervor, daß es sich dabei um ein Konkurrenzunternehmen zur offiziellen Abrüstungskonferenz des Völkerbundes in Genf handelt, um eine Sonderaktion, die in gefährlicher Weise dazu beitragen kann, das Vertrauen in die Genfer Tagung weiterhin zu untergraben. Zuzugeben ist, daß heute, nach dreimonatiger Dauer, in Genf noch nicht viel Greifbares erreicht worden ist. Ebenso klar aber erscheint, daß ideale Ziele verfolgende private Konferenzen die Wege zur Befriedung Europas solange nicht ebnen können, als diese nicht über Genf führen. Das wäre ihnen nur möglich, wenn sie sich ehrlich an die Seite der Genfer Konferenz stellen und dort mit-helfen wollten, die überaus zähe Materie zu bearbeiten, die

nur mit fast übermenschlicher Ausdauer und Geduld zu bewältigen ist.

Ueber *militärische Schikanen* jammerte im «Luzerner Tagblatt» kürzlich ein Einsender, der in der strammen Durchführung einer Unteroffiziersschule in der Kaserne Wil bei Stans «Kadavergehorsam» entdeckt haben will und nicht zugeben kann, daß arme Schweizerrsoldaten dermaßen «geschunden» werden. Herr Major Hans Farnet übernahm es, dem guten Mann, der sich durch seine ganze Schreibweise zweifelsfrei als Nichtmilitär entpuppt hatte, zu beweisen, daß er von militärischen Dingen auch gar nichts verstehe und daß sein übelwollendes Urteil über Ausbildungsmethoden ebenso unangebracht wie unrichtig sei. Wir haben hier ein neues Beispiel dafür, wie jeder Unberufene auf Grund falscher Auffassungen sich herausnimmt, über ihm wesensfremde Dinge den Stab zu brechen und damit in den Augen geduldiger Zeitungsleser den Eindruck zu erwecken, als ob es in unserer militärischen Erziehung auch gar nicht klappe und die Mehrzahl unserer Offiziere bornierte Schinder an unterdrückten Volksgenossen seien.

Im «Solothurner Anzeiger» erzählte ein Einsender, wie in Biel ein Schuldner von den Schulbehörden Auftrag erhalten habe, die bekannten, von der Firma Tobler in Bern während der Grenzbesetzungszeit herausgegebenen *Wandbilder über unser Schweizermilitär* aus der Schulstube einer Lehrerin zu entfernen, die an diesem flotten Wandschmuck offenbar Freude hatte. Die unschuldigen Abschnitten müssen frühzeitig angefaßt werden, wenn's aus ihnen überzeugte Antimilitaristen geben soll. Bleisoldaten werden vor ihren Augen verborgen und militärische Helgen werden ihnen vorenthalten, damit ja die Bestie in ihnen nicht erwache. Man sollte auch verhindern, daß sie lebendige Soldaten zu sehen bekommen. Die Bieler Herren mögen damit anfangen, die Häfelschüler nur noch mit verbundenen Augen, oder mindestens mit Scheuklappen, auf die Straße zu schicken, damit ihr Gemüt ja nicht verdorben werde durch den Anblick eines in Feldgrau gekleideten wahnwitzigen Schweizer Mordbuben.

Eine *waadtländische Friedensvereinigung* legte vor kurzem bei den kantonalen Behörden Verwahrung dagegen ein, daß das bekannte vaterländische Singspiel «La gloire qui chante» von den Unteroffizieren in Montreux aufgeführt werde. Solche Auf-führungen während der Abrüstungskonferenz seien ungebührig. Es ist ein verdienstliches Unternehmen dieser friedfertig-welt-fremden Mitbürger, in der gegenwärtigen trostlosen Zeit für Belebung des Humors zu sorgen. Die Anregung soll denn auch in der Tat in weitem Kreisen der waadtländischen Bevölkerung einen vollen Heiterkeitserfolg erzielt haben...

Alles, was mit Militär zusammenhängt, verdient in den Augen einer gewissen Sorte lieber Mitmenschen beschmutzt zu werden. Einige Basler Kommunisten haben sich den unangebrachten Scherz geleistet, unsern prächtigen Steinsoldaten auf Les Rangiers mit roter Farbe zu behandeln und die Symbole des Kommunismus daraufzuschmieren. Wir hoffen, daß es gelingen werde, die windigen Fötzler ausfindig zu machen. Zur Belohnung ihrer Heldentat könnte man sie wohl für Augenblicke einigen unserer handfesten Soldaten überlassen, die sie mit zügigen Haselruten über schweizerischen Wehrwillen und die Schlagkraft unserer Armee unterrichten könnten, um lausbubenhafte Pöbelsucht endgültig auszutreiben.

Vom 4. September ab werden die *Manöver der 6. Division* stattfinden. Sie werden geleitet vom Kommandanten des 3. Armeekorps, Oberstkorpskommandant Biberstein. Die I.-Br. 16 und 17 nebst Spezialtruppen stehen unter dem Kommando von Oberstdivisionär Frey; die Manöverdivision, die dem neuen Kommandanten der 5. Division, Oberstdivisionär Lardelli, unterstellt ist, wird gebildet aus der Geb.-I.-Br. 18, der Kavalleriebrigade 3 und weitem Spezialwaffen.

Bezüglich der *Lohnzahlungen bei Militärdienst* sind von den Firmen der zürcherischen Elektro-Installationsbranche erfreuliche Beschlüsse gefaßt worden. Rekruten erhalten einen einmaligen Beitrag von Fr. 30.—, bei weitem obligatorischem Militärdienst wird ledigen Arbeitern 30 % des Durchschnittsverdienstes, verheirateten 50 % und für jedes Kind 10 % des Durchschnittsverdienstes entrichtet. An Unteroffiziersschüler und Unteroffiziere der Rekrutenschulen werden ebenfalls Vergütungen zuerkannt, die von Fall zu Fall entschieden werden.

Was sollen wir berichten über die *Abrüstungskonferenz*? Hin und wieder vernimmt man aus der Presse, daß technische Ausschüsse eifrig beraten sollen. Dann hört man von Zu-